

[1]

Unter der Asche.

Roman von F. Heidheim.

Der Baron v. Taura saß am Morgen nach einem in der etwa zwei Stunden entfernten Provinzialhauptstadt M. gefeierten Reiterfeste mit seiner jungen Gattin beim Frühstück; der Platz seiner Tochter, welche sein einziges Kind war, blieb noch leer. Das heimliche Mißvergnügen, welches gestern abend seine Laune sehr beeinträchtigt hatte, war heute schon verflogen. Er konnte nie lange großen und zürnen, sein Herz fand immer bald Entschuldigungen für das, was man ihm anthat, und so wenig er geneigt gewesen wäre, auch nur das Leiseste zu übersehen, was seine Kavalierehre schädigte, so bereitwillig traute er der ganzen Menschheit dieselbe Güte und Harmlosigkeit der Absichten zu, welche ihn erfüllten. — Sie waren eben alle gestern zu sehr hingegenommen von ihren Pferdeangelegenheiten, um seiner jungen Frau jenes eifrige Interesse zu erweisen, welches er erwartet hatte; aber er wußte ja, daß sie seine guten Freunde waren! Und wenn ihnen seine bürgerliche Heirat etwas mißliebig erschien — ei, zum Teufel! was ging es sie an? Sie sollten Adriana nur erst kennen!

Und voll Liebe blickte er auf die schöne Frau mit dem gold-blonden Haar, den feinen Zügen und dem zarten Teint, welche in einem reizenden Negligé ihm die Honneurs ihres Frühstückstisches machte. Augenblicklich schmolte Adriana, daß er wort wollte — zur Jagd — und sah auch heute früh ein wenig abgespannt aus; aber ihm erschien sie zu jeder Stunde entzückend, und Frau Adriana wußte das und kannte die Macht ihrer dunklen Augen gar wohl.

Indem sie in seinen vollen grauen Bart faßte, der zweitheilig und mit Sorgfalt gepflegt auf seine Brust herabhing, sagte sie: „Du bist meiner schon müde, die Wildheit deiner Jagernatur trägt den Sieg davon über mich!“

Er lachte und küßte ihr die Hand.

„Ich, der nichts weiter will, als dir einen Braten in die Küche holen?“

„Da werde ich wohl ein Spinnrad nehmen müssen, oder besser, ich fange unterdeß die Grillen für den Hausstand,“ erwiderte sie halb im Ernst, halb lachend.

Ihm schmeichelte das Widerstreben, ihn ziehen zu lassen, dann auch wieder beunruhigte es ihn als eine Bedrohung seiner Freiheit.

„Fräulein Adriana Limpurg wußte, daß sie den Nimrod von Taura auf Schloß Einöb heirathete,“ mahnte er scherzend und zog sie an sich.

Die Baronin lachte. „Ja, aber trotzdem sie eine alte Jungfrau war, hatte sie doch noch den Kopf voll romantischer Hirngespinnste. Einen Nimrod heirathen — wie interessant! Schloßfrau werden — wie verlockend! Das alte Kloster uns gegenüber, ein Dorf — wie schauerlich-schön, wie romantisch, und der brausende Eichwald, der rauschende Fluß unmittelbar neben Garten und Kloster! Ach!“

„Unter Bäumen,
Siß zu träumen,
Liebt die Gräfin Melanie!“

trällerte sie.

Dabei flog aber wirklich ein unlenkbarer Zug von Enttäuschung über ihr Gesicht. Dann fuhr sie fort:

„Und meine Illusionen von eurem Wolfentuchsheim!“

„Na, Kleine! Das Fest war jedenfalls gestern so schön, daß ihr es in Berlin nicht schöner gemacht hättet, den!“

Sie zuckte die Achseln. „Es giebt nur a Kaiserstadt, nur ein Berlin!“ klagte sie. „Was wirds werden, Heinz? Keine Operette — kein Konzert — kein Thiergarten!“

„Armes Lieb! Aber hab' ich dir nicht gesagt, daß du alles aufgeben müßtest, was dir gewohnt und lieb war?“ sagte er, und eine tiefe Unruhe malte sich in seinen Augen, die gleichwohl mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an der reizenden Frau hingen.

„Ja, das ist leider Gottes schon so. Aber ich denke, wir

brauchen doch nicht immer hier zu leben? Im Sommer ertrüge es sich vielleicht ein paar Monate — aber im Winter? Im Winter ziehen wir nach Berlin! Wozu habe ich das schöne Haus dort?“

Man hörte einen Wagen an der Vorderseite des Hauses vorfahren.

„Da sind sie schon —!“ sagte der Baron aufhorchend und sich dann rasch erhebend.

Er war so ganz anders als alle diese Herren, welche in ihrem Lebenskreise sich ihr genaht hatten —!

Ungestim warf sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

Ihn freute und entzückte ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit so sehr, daß er die Farbe wechselte und sein Herz froh aufschlug.

„Ich halte dich fest, mögen sie dich holen!“

„Du Adriana, du gefährliche kleine Schmeichlerin! Wir sind ja alte Leute — wir müssen vernünftig sein!“

„Versuch es doch! Sei doch vernünftig! Du Graubart! Das ist ja mein Triumph, daß du mich lieb haben sollst, allen zum Trost! Sie sollen es nicht fertig bringen, daß du bereuist!“

„Das werden sie nie versuchen, meine Adriana, sie werden dich kennen lernen und den Taura beneiden,“ sagte er überzeugt.

„Glaube es nicht. Dort hat es auch Frauenherzen gegeben, die dich liebten und die es mir nie vergeben, daß ich dich ihnen entzog. Wie sie mich mit ihren Blicken durchbohrten und wie hochmüthig eiskalt sie dann an mir vorbeischaute, wenn ich diese Blicke auffing!“

„Sei es wie es will; der Taura wird seiner Frau schon die Stellung geben, die ihr gebührt,“ erwiderte er und küßte sie zum Abschied.

Ein Diener trat ein.

„Gnädiger Herr —“

„Ich weiß, komme schon. Lebe wohl, mein Liebling, laß dir die Zeit nicht lang werden!“

„Ja, das kannst du gut sagen!“ schmolte sie wieder.

„Du wirst mit Mir plaudern, sie wird dir von all den Leuten gestern erzählen.“

„Ach Heinz! Es war dort ein Herr, ein junger, ernst blickender Mann mit hageren, leidenschaftlichen Zügen und röthlichem Bart, seine Augen verließen Mir nicht, oder er schaute nach uns.“

„Was meine kleine Frau alles gesehen hat!“ lachte er leichtthin.

„Wer war er?“ fragte sie, ihn immer wieder festhaltend.

„Weiß nicht. Mußt Mir selber fragen, und nun laß mich, du Liebe. Höre, sie klatschen ungeduldig mit der Peitsche. Adieu! Adieu!“

Und er riß sich, trotz seiner Jagdpassion, mit innerlichem Widerstreben los. Sie blieb allein, dann ging sie in das andere Zimmer, stellte sich dort ans Fenster und blickte hinaus.

Um das Haus herum lag der Garten, ein großer vernachlässigter Raum, voll alter Bäume und grassbewachsener Wege, an dem der Fluß entlang zog. Zur Seite links erhob sich die Pfarre, dort wohnte der Pastor mit seiner Frau, friedliche nachbarliche Leute, aber ohne Bedeutung.

Dann warf sie einen Blick auf die neue Einrichtung, die sie mitgebracht hatt. Sie hatte sich ein altes Schloß gedacht, wie es eine künstlerische Phantasie malt, als sie ihre Bestellungen und Einkäufe machte, nun paßte nichts zu diesen meist niedrigen Räumen, zu den abscheulichen Fensterscheiben und den kleinen Thüren. Der vermöthnte Geschmack der Großstädterin ließ sie aufseufzen. Taura hatte ihr das alles vorher gesagt, aber sie liebte ihn und hörte kaum zu, wenn er von Entbehrungen sprach.

Dann trat sie in das andere Gemach zurück an das Fenster neben dem Frühstückstisch.

Bernaclässigte Stallgebäude und Scheunen, unordentlich gehaltene Höfe auf der einen Seite. Nach der anderen wieder der Garten mit einer Wildniß von alten Bäumen und Buschwerk. Ganz vorn war es erst recht kläglich.

Diese trübliche Aussicht auf ein Blumenparterre von Astarten, Reseda und Georginen, welches dann ohne irgend einen Abschluß geschmacklos im Gemüsebeete und noch weiterhin in Wiesen auslief!

Weder Taura noch Mir hatten sich um den Garten bekümmert. Ueber dieser ganzen Fläche lag jetzt eben der schimmernde Altweibersommer des Herbstes im Morgensonnenschmuck gebreitet; an den Büschen hingen thauschwere Spinnweben und funkelten wie köstlicher Diamantenschmuck.

Aber die Städterin hatte für diesen Glanz keine Augen — ihr wurde nur der Unterschied fühlbar zwischen dieser „Wildniß“ und den Gärten der Thiergartenstraße, an der sie gewohnt, dem Park, welcher ihres Vaters Villa umgab.

In die Stille hinein, welche hier herrschte, drang mit dem warmen Sonnenschein durch das geöffnete Fenster das Gackern der unten im Hofe scharrenden Hühner — sonst kein Laut, außer dem Brausen des Bluthwertes oben am Fluß, welches Adriana zu jeder Sekunde hörte, an das sie sich schon gewöhnt hatte und dessen weißschäumende Wasser sie als eine hübsche Staffage freuten.

Noch weiter hin in der Ferne sah man die schön geschwungenen Linien der waldbreichen Berge und etwa in der Mitte zwischen dem Kloster und diesen gelegen die weißen Mauern und das Thürmchen von Schloß von Twistel, welches durch Erbschaft dem Taura befreundeten Rittmeister a. D. Gemming zugefallen war.

Das Öffnen der Thüre störte sie aus ihrem Sinnen auf und ließ einen Freudenstimmer über ihr Gesicht fliegen.

„Ah, guten Morgen, Mir! Gott sei Dank, daß du da bist — ich war hier eben im Begriff, zu verzweifeln.“

„Guten Morgen, kleine Mama! Weil der Papa zur Jagd ist?“ fragte die eintretende Stieftochter freundlich und küßte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit. Mir v. Taura war ein schlankes Mädchen mit angenehmen Zügen und freundlich ernstem braunen Augen. Ihre sehr schöne Gestalt bewegte sich in anmuthig ruhiger Weise, ohne Absichtlichkeit war sie überaus einfach in ihrem Anzuge.

Sie zog die Stiefmutter in einen Sessel, setzte sich neben sie zum Frühstück und dankte ihr für die Ueberraschung des gestrigen Abends. Sie hatte bei der Heimkehr eine kostbare, elegante Wintertoilette, natürlich Adrianas Gabe, auf ihrem Zimmer ausgebreitet gefunden.

„Sprich nicht davon, Mir! Es ist mir so angenehm, dir Freude machen zu können, und ich muß dich kleine Exeritin durchaus für das Leben, die Mobe und die Freude erziehen, damit du nicht so ganz und gar als das edle tugendfame Aschenbrödelchen neben der weltlichen Stiefmutter erscheinst,“ erwiderte sie scherzend.

„Nun, ich lasse mir schon gefallen, mich hübsch anzuziehen! Wenn Kleider Leute machen, will ich davon profitieren,“ sagte ebenso scherzend die Jüngere, aber es lag auf ihrem Gesicht und Wesen dennoch etwas wie ein Schleier.

Adrianas Blicken entging nicht, daß Mir ernst gestimmt war.

„Du bist nicht befriedigt von deinem gestrigen Succes, Mir? Ich habe auch zuweilen solchen moralischen Kagenjammer gehabt, kenne das.“

Und dabei sang sie eine Operettensstrophe dazu und schnippte übermüthig mit den Fingern. Sie sah reizend aus, aber — Mir schalt sich selbst darum — ihr mißfiel dies burleske Wesen, welches Adriana zuweilen annahm. Es war ihr schon öfter aufgefallen, gestern abend aber mit einer gewissen Fein, daß Adriana, die sonst so elegante Weltbame, zuweilen einen Vargon und Manieren annahm, welche Mir in ihrem Bekanntenkreise nie gesehen hatte. Es war an sich nichts, dennoch erschien es Mir unschön und wie ein Schatten auf Adrianas Wesen.

„Du hast recht, ich fühle mich nicht befriedigt. Weiß nicht, woher es kommt,“ sagte sie unterdeß.

„War man nicht freundlich gegen dich? Ich meine doch! Die Durchlauchten beehrten dich sogar mit besonderer Huld!“

„O doch, man war sehr freundlich, sehr gütig, besonders die Älteren Bekannten,“ meinte Mir.

„Nun, einige hätten sich vielleicht gern genug gerächt für die glänzende Rolle, die du spieltest und mit welcher du so vortrefflich dich abfandest! Tröstete man dich auch wegen der Stiefmutter? Ich bemerkte, wie dich so eine alte Käse streichelte und gar mitleidsvoll schnurrte.“

Mir mußte lachen wider Willen; Adriana hatte, wenn sie wollte, eine so komische Weise, mit ein paar Worten Personen und Situationen zu zeichnen.

„Aber wer war denn der Herr mit dem rothen Schnurrbart, mit dem du redest? Er stand an den Schranken, blondes Haar, beobachtende, ernste Augen.“

„Es war Adolf v. Fußgart, der alten Frau v. Fußgart Sohn.“

Mir war roth geworden und schien das mit Unbehagen zu fühlen.

„Der alten Frau, deren Mann einst so räthselhaft ungetommen ist?“

„Ja, und wir müssen ihr durchaus einen Besuch machen.“

„Ah! Verschone mich! Sie ist ja erst seit gestern von ihrer Reise zurück — ich hasse die Visiten!“

„Sie ist eine alte, reizbare und empfindliche Frau, ihr Unglück hat sie herb gemacht, man muß doppelte Rücksicht nehmen,“ sagte Mir.

„Auch wohl, weil sie deinem Herzen näher steht durch den Sohn — ich meine den, welcher nach Südamerika ging?“ fragte die Baronin, welche, ihr in die Rede fallend, Mir bei nahe heftig abgewehrt hatte.

„O nein — ich — man fürchtet sie eher.“

Sobald Adriana aber ihre Hand ergriff, bedeckte Mir mit der andern ihre Augen und rief:

„Papa hat es dir gesagt?“

„Liebe Mir, bin ich denn nicht deine Mutter jetzt?“ fragte die Baronin.

Das junge Mädchen beugte sich mit zitternden Lippen auf die ihr entgegengestreckte Hand.

„Nein, nicht so, armes Ding,“ rief Adriana und zog die Augeregte an sich.

Aber Mir gab dem zärtlichen Entgegenkommen nicht lange nach, sondern richtete sich wieder empor und sagte hastig und nervös:

„Bitte, sprich nicht davon, ich kann es nicht ertragen.“

„Ach, Mir, wenn ich ahnte, wie es dir noch geht! Dein Papa sagte mir, dich bände seiner Meinung nach nur noch ein thörichtes Pflichtgefühl! Hast du den jungen Mann, der seit Jahren fort ist — und er schreibt ja kaum — hast du ihn denn so lieb?“

„Adriana! — Ich kann nicht! — Kühre es nicht an! — Ich —“

Und dann plötzlich flammte es in Mir' Augen auf, und sie sagte herbe: „Thörichtes Pflichtgefühl? — Das nennt seine Mutter nicht so und sein Bruder auch nicht; und ich, ich habe es mir erträgt, und muß es nun ertragen! Aber später, wenn es mir einmal zum Klagen und Reden ist — dann sage ich es dir,“ fügte sie zuletzt weicher hinzu.

„Gewiß will ich schweigen, meine Kleine!“ sagte Adriana wieder mit warmem Tone. Und plötzlich brach sie dann ab und fuhr fort: „Bin auch einmal jung und thöricht gewesen, hatte mich in einen Studenten verliebt, einen bildschönen jungen Grafen! Ach, war das eine Liebe! Eine Seligkeit, eine Gluth! Nachher, keine sechs Monate später, kam sein Vater angereist und holte ihn, und er schrieb mir einen Brief, er werde eher sterben, als seines Vaters Willen thun. Und nach vier Wochen stand dennoch die Verlobungsanzeige in der Zeitung! Mein theurer, geliebter Nikolaus, ja wahrhaftig, so hieß er — ein schauderhafter Name, aber ich nannte ihn immer Volas — na, der süße Volas hatte sich mit einer immens reichen Erbin verlobt, einer hochadeligen entfernten Cousine, und nachher — Jahre später — habe ich ihn und sie in Berlin gesehen. Er war bei der Gesandtschaft. Er kannte mich auch sogleich und grüßte und wurde blaß; gesprochen habe ich ihn nie wieder. Er war ein sehr schöner Mann geworden und die Frau das entzückendste Geschöpf, was man sehen konnte. Ich haßte und verachtete den Maulhelden und betrauerte doch seine Schwäche.“

„Mein Schicksal war mir auch eine Lehre und es war, als ob die Liebe in meinem Herzen für ewig gestorben wäre, denn nicht einen habe ich seitdem wieder gern gehabt. Aber amüßirt habe ich mich und gehöhnt habe ich die vielen Geld-

jäger, welche so gar gern die reiche Adriana Sempurg geheiratet hätten.

„Ich wußte, so lange mein alter Vater lebte, durfte ich nicht heirathen; er war ein guter, ordinärer, alter Mann, Mitz; arm gewesen — reich geworden, und nun prahlte er und progte auf sein Geld, daß mir oft heiß und kalt wurde

vor Pein und Scham. Das hätte sich kein anständiger Mann gefallen lassen; so blieb ich ledig, denn ich hatte ihn doch lieb. So wurde ich ganz vergnügt eine alte Jungfer und dachte immer: Danke Gott, daß du deine eigene Herrin bist.“

Sie lachte in ihrer reizenden Weise vor sich hin und zerkrümelte gedankenvoll ihr Bröckchen. (Fortf. folgt.)

[3]

Die Dorf-Madonna.

Von Rudolf Herzog.

Als Hochkirch einst vom Schlosse nachhause kam, eröffnete er seinem Weibe, daß es so nicht weiter gehen könne mit seiner Künstlerlaufbahn. Er fühle mehr und mehr, wie viel ihm noch fehle, was er nur durch Studien in fremden Ländern und Museen sich aneignen könne: kurz, er wolle und müsse reisen. Jetzt gerade böte sich ihm die beste Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, da er die Baronin A. als Reichsministerin nach Paris und später nach Italien begleiten könne.

Hochkirch hatte nicht den Muth, seinem Weibe zu gestehen, daß es die Lockungen der großen Welt seien, die ihn unwiderstehlich anziehen, jener Welt, in der sie ihm nur hinderlich gewesen wäre. „Thue, was du vor Gott verantworten kannst“, erwiderte ihm sein Weib. Beim Abschied aber warf sie sich an seine Brust, als wolle und dürfe sie ihn nimmer lassen.

Hochkirch reiste. — Der Pfarrer hielt mit seiner Erzählung inne und blickte ernst vor sich hin.

„Gieher Freund“, fuhr er langsam fort, „ein Geistlicher scheidet und vernimmt viel Leid; meist verzeihseln die Menschen, die es betroffen hat. Daher hege ich auch diese Hochachtung vor unierer Dorfmadonna, wie vor keinem anderen Menschen sonst, weil sie ihr Geschick mit Kraft zu tragen wußte und ihre Hoffnung auf den Herrn setzte.“

Es war damals eine traurige Zeit für sie. Sie genas eines Mädchens, und der Vater war fern und — mißachtete sie. —

Inzwischen hatte uns der Herrgott wieder zweimal Sommer und Winter bescheert. Es war Sonntag. Ich hatte den Gottesdienst beendet und wollte gerade aus der Kirche treten, als unser Küster athemlos herbeistürzte und mir zurief:

„Er ist wieder da!“

„Wer?“

„Nun, Herr v. Hochkirch; soeben ist er ins Dorf gekommen!“

Dann eilte der dienstbesessene Mann weiter, um im „Schwanen“ die Wunderbotschaft zu verkünden.

So groß war also das Interesse der Gemeinde an dem Geschieh der Hochkirch's, daß sie schon unter dem Namen „er“ und „sie“ gang und gäbe waren.

Ich eilte sofort hin, um den Heimgekehrten zu begrüßen; doch blieb ich gebannt auf der Schwelle stehen.

In der Mitte des Zimmers kniete ein reisemüder Mann und küßte seinem Weibe, das ihn fest umschlungen hielt und den Kopf an seine Schulter legte, feuchten Auges den schönen Mund und den Saum ihres Kleides. Dann flüsterte sie ihm erröthend ein Wort ins Ohr und sprang auf, um ihn zu ihrem Kinde zu ziehen.

Ich war unbeachtet zurückgetreten. Hier bedurfte man jetzt geistlichen Zuspruchs nicht.

Wie ich Hochkirch später traf, saß er vor seinem Hause und spielte mit seinem Kinde. Immer und immer wieder zog er das kleine Wesen, das der Mutter so süßlich sah, an sich und küßte und küßte es, während ihm die hellen Thränen in den Bart rannen.

Als er meiner ansichtig wurde, winkte er mir fröhlich entgegen.

Beim Hinzutreten fiel mir auf, wie bleich er war, wie verändert er ausah.

Wir begrüßten uns herzlich und plauderten Einiges miteinander. Blöthlich sah er mich scharf an und sagte leise:

„Auch Sie werden übel von mir gedacht haben, Ehrwürden, und mit Recht; doch lassen Sie das Geschehene geschehen sein; ein kranker Mann bittet Sie darum!“

Er bot mir die Hand, die ich — durch den Klang seiner Stimme erschreckt — faßte. Ich fühlte, wie sein Puls fieberhaft flog.

Hochkirch war krank. Ein Fieber, das er sich in italienischen

Sümpfen zugezogen und die Unruhe des Gewissens, das er nicht bändigen konnte, warfen ihn in Italien nieder.

Wie ich später hörte, hatte er in Florenz zufällig Schwarz getroffen, nachdem er sich von der Baronin A. in Paris schon getrennt, da diese eine Saison dort zu verleben gedachte.

Schwarz's erste Frage galt Hochkirch's Weib.

Erst hatte dieier gezaubert, jenem Manne, der mit Prophelemblick ihn einst erkannt, zu gestehen, daß er thatsächlich nicht die moralische Kraft gehabt, den Lockungen der Welt die Stirn zu bieten; doch dann glaubte er dem Freunde Offenheit schuldig zu sein, und er erzählte ihm seine ganze Ehe von Anfang zum Ende, wie ihn langsam der Ueberdruß gepackt, wie er sich losgerungen.

Der Freund hatte ihm aufmerksam zugehört; auf Stirn und um Augen traten finstere Falten vor.

„Und damit glaubst du zu Ende zu sein?“ sagte er kalt. „Du verlässest ein blühendes, aufopferndes Weib, weil sie nicht in eure Kreise zu passen scheint? Wubtest du das vorher nicht, oder hatte ein Mensch, der Schwarz hieß, dir deinen wankelmüthigen Charakter nicht klar gelegt? Geh' weg, Hochkirch! Ich, als dein bester, vertrautester Freund sage dir: gehe weg! Du hast wie ein Glender gehandelt! Erkenne, was allein hier auf der Welt deine Pflicht, oder — ich kenne dich nicht mehr!“

Ohne ihm die Hand zu reichen, hatte er den betäubt Dastehenden allein gelassen.

Was Hochkirch da vernommen, die Worte: er hatte sie sich ja selbst schon gesagt in frieblosen Stunden und jetzt aus Freundesmund bestätigt, verließen sie ihn nimmermehr.

Nachher in Rom hatte ihn das Sumpffieber gefaßt, und in den Stunden, die er einsam auf seinem Bette lag, kamen sie wieder: die Worte und steigerten die Gluth des Fiebers, daß er glaubte wahnsinnig zu werden. Dann wieder wählte er die helle Gestalt seiner Lore vor sich zu sehen, wie sie lächelnd, verzehend winkte und: „Gott, o mein Gott!“ stöhnte er da, „Lasse mich leben, nur so lange noch leben, bis ich die Schuld gesühnt!“

Seine Natur überwand die Krankheit, wenn auch nicht vollständig, und als weitlichten ihn Furien, so trieb es ihn über die Alpen, an den Rhein, zu seinem Weibe.

Nun saß er Tag für Tag vor seinem Hause, sein Kind auf dem Schooße und folgte träumend dem Lauf der Sonne. Er wußte, bald würde er sie nicht mehr schauen; er wußte, bald würden sie ihn einschaulen, ihm eine Hütte unter der Erde anweisen, wohin kein Strahl mehr dringt. Er wurde müder und hinfälliger.

Sein Weib ging im Hause auf und ab und hatte doch nur Augen für ihn. Wenn sie vor die Thür trat, eilte sie zu seinem Lehnstuhle, bettete den Kranken in ihren Armen und küßte ihm die bleichen Lippen, die bleichen Wangen.

Einige Tage darauf entschlief Hochkirch.

An seinem Bette weinte sein Weib und Kind und — noch ein Mensch: Schwarz, der auf ein Schreiben Lore's herbeigeeilt war, um seinem Freunde über die letzten Stunden hinweg zu helfen und dann — das arme Weib zu trösten.

Eben den Gatten für ewig gefunden, mußte sie ihn für die Ewigkeit hingeben.“ —

Dem alten Pfarrer waren bei der Erzählung die Augen feucht geworden, als er mir nun zum Abschied die Hand reichte.

„Sie ist ein hochherzig Weib und habert nicht mit dem Himmel; sie dankt ihm vielmehr für das Fränkchen Glück, das er ihr zum Schluß noch bescheert hat. Materieell ist sie sicher gestellt; sie theilt ihr Gut redlich mit unsern Armen. Gott segne sie: die Dorf-Madonna.“ —

Bunte Zeitung.

* **Automaten in Miethwagen.** Eine gelungene Neuerung haben die öffentlichen Wagen in Paris seit kurzem aufzuweisen. In ihrem Inneren ist nämlich eine Vorrichtung nach Art der automatischen Wagen angebracht; man wirft in die Spalte ein Zwei-Sous-Stück, und kaum hat das Löwenmahl die schwer verdauliche Beute verschlungen, so kommt ein Papierpäckchen zum Vorschein, das eine illustrierte Zeitung zur Zerstreung während der Fahrt enthält. Dabei aber ist ein abtrennbarer Coupon angeheftet, der eine Versicherung gegen etwaige Unfälle für die Dauer

der Fahrt bringt. Die Prämien variiren zwischen 5000 und 500 Francs. Um den ersteren hohen Betrag zu erlangen, muß man mindestens mausetodt sein, aber für 500 Francs genügen „unbedeutende“ Verletzungen: der Bruch eines Armes oder dergleichen.

* **Aus Rußland.** Ein Ort, welcher seit 22 Jahren regelmäßig seine Abgaben zahlt, thatsächlich aber gar nicht existirt, ist in Rußland, im Gouvernement Pohlhnen, Kreis Schitomor, kürzlich entdeckt worden. Ein Dorf, Namens Rudna, wird seit 1869 in den Listen der örtlichen Woiwodverwaltung aufgeführt und die von drei zu drei Jahren einander

abblenden häuerlichen Wofolstälften haben nicht gemaat, die von der geistigen Steuerbehörde ihnen zugehenden Steuerlisten, in denen auch der Steuerbetrag für das genannte Dorf enthalten ist, richtig zu stellen, sondern haben stets die ganze Steuer für die Wofolstälfter die Sache aufgedeckt, indem er die Zahlung für das nicht auffindbare Dorf aus der Gemeindefasse verweigerte. Natürlich sind die übrigen Dorfgemeinden davon wenig erbaut, daß aus ihrer Tasche dem Fiskus seit beinahe einem Vierteljahrhundert unnötig Steuern gezahlt worden sind; sie verlangen Rückerstattung der gezahlten Summen. Die örtlichen Behörden erklärten sich zur Entscheidung der Sache incompetent und so wird die Angelegenheit den üblichen Instanzenweg nach oben antreten.

* **Die Reform der Leichenbestattung.** Es war im Jahre 1881, auf der 9. Generalversammlung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Wien, als der Kampf um die Frage über die Reform von Friedhofsanlagen wieder einmal entbrannte. Seit dieser Zeit hat sich der menschliche Geist der Angelegenheit in einer Weise bemächtigt, daß wohl schon jetzt von einer Lösung der Frage gesprochen werden kann. Vor uns liegt die Broschüre des prakt. Arztes Dr. Nolemeier, welche uns zunächst Aufschluß über die Nothwendigkeit einer Reform und dann die Schilderung eines aus einer eigenartigen Hartgummasse hergestellten Sarges, der dem Inhaber der Erfindung, Dr. Otto Wölter in München, nimmehr in allen Ländern Europas durch Patente geschützt ist, giebt. Der Sarg sucht durch rasche Verwesung einen schnellen Zerfall an Stelle der gesundheitsgefährlichen Fäulnis zu erreichen. Verfasser zeigt, wie gerade durch die eigenartige Masse nur derjenige Luft Zutritt ermöglicht wird, welche ein Aufkeimen der gefährlichen Spaltpilze unmöglich macht. Dabei wird ein solcher Sarg bedeutend billiger als ein Holzarg zu stehen kommen und der Kunst sind auf diesem Gebiete zugleich neue Bahnen eröffnet. Wir hoffen demnächst in die Lage berufen zu werden, über die dieserhalb angestellten Versuche Mittheilungen zu machen.

* **Wahrscheinlich.** Es handelt sich um die Belegung des Postens eines Groß-Rabbiners von Paris. „Du wirst leben“, flugt einer von den wenigen noch übrig gebliebenen pariser Antisemiten, „diese Stelle wird auch wieder ein Jude“ bekommen!

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die im Königsbau zu Stuttgart veranstaltete Ausstellung der infolge des Preisenscheidens eingegangenen Modelle zum dortigen Kaiser Wilhelm-Denkmal wird viel besucht und bildet den Gegenstand sehr lebhafter Erörterungen. Unter den 26 Entwürfen sind nur wenig wirklich bedeutende Arbeiten. Die Mittelmäßigkeit herrscht vor. Einige Modelle sind von unbeschreiblich lächerlicher Stumpfsichtigkeit. Ueber das Urtheil des Preisgerichts herrscht allgemeine Verstimmung, und zwar weil die ganz vortreffliche Arbeit des Bildhauers Dauch in Rom leer ausging, während die auffällig mittelmäßige Arbeit eines Stuttgarter Künstlers den 3. Preis erhielt.

— Der Aufruf zur Errichtung eines gemeinsamen Denkmals für Haydn, Mozart, Beethoven in Berlin ist soeben veröffentlicht worden. An der Spitze des geschäftsführenden Comites steht der Name des Direktors der Berliner Singakademie, Prof. Blumner. Geldbeiträge sind zu senden an Kommerzrath Mendelssohn-Bartholdy, Berlin W., Jägerstr. 52.

— Die Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie an der Universität Moskau erläßt, in Erfüllung eines auf dem prähistorischen Kongresse in Paris 1889 ausgeprägten Wunsches, die Einladung zu einem internationalen Kongresse für Anthropologie, prähistorische Archäologie und Zoologie in Moskau im August 1892. Als Präsident des Organisations-Comites zeichnet Professor a. D. Anatole Boydanow, als Präsidenten der Kommission für wissenschaftliche Arbeiten die Herren Professoren Dimitri Anutschin und Nicolaß Bograff.

— Für den Schillerpreis gewählt und vom Kaiser beauftragt wurden Theodor Fontane-Berlin und Klaus Groh-Kiel.

— Paolo Mantegazza, der bekannte italienische Physiologe, und Comodo de Amicis erhielten, wie man uns aus Rom schreibt, vom König von Italien die hohe Auszeichnung Merito civile di Savoia. Beider Werke sind in Deutschland allgemein bekannt.

— „Der Eid“, wie Cornelius'che Oper, hatte bei ihrer geistigen, vortrefflich gelungenen Erstaufführung in München einen starken Erfolg.

— „Die Proletarier“, Schauspiel aus dem Ungarischen von Frau Olaf Heller, ein Stück, in welchem die Realistik

Triumphe feiert, hat bei seiner heutigen Erstaufführung am prager Deutschen Landestheater einen durchschlagenden Erfolg erzielt.

H. Man meldet uns aus Rom, 22. April: Im Teatro Valle wird heute „Sodom's Ende“ von Sudermann aufgeführt.

— Die Grimm'schen Märchen sind in Moskau nunmehr auch in einer illustrierten russischen Auflage, 6000 Exemplare stark, erschienen.

* Von Brehm's Thierleben, dessen dritte Auflage rüstig fortgeschritten, liegt uns jetzt der 3. Band vor, enthaltend die Fortsetzung und den Schluss der Abhandlungen über die „Säugethiere.“ Damit ist die erste Abtheilung des berühmten Werkes abgeschlossen. Es ist eine angenehme Pflicht der Presse, immer aufs neue den hohen Werth von Brehm's Thierleben hervorzuheben, das reiche wissenschaftliche Schätze in volkstümlicher Weise darbietet. Dabei ist die Ausstattung eine so ansprechende, so künstlerische, daß jeder das Unternehmen bedingungslos als ein Brachtwerk ersten Ranges anerkennen wird. Die Bearbeitung des kostbaren Werkes hat, wie schon bei den ersten Bänden hervorgehoben, Dr. Bechiel-Wöschke übernommen, der zu dieser Arbeit allerdings auch wie wenig andere berufen erscheint. Von Kindheit an weidmännisch geschult, vertraut geworden mit dem Thierleben der Heimath wie in arktischen und antarktischen Regionen, in den Tropen wie in den gemäßigten Strichen der Alten und der Neuen Welt, mit scharfem Blick die Wirklichkeit erfassend und darum frei von der Neigung, vereinzelte Beobachtungen zu generalisiren, dazu gewissenhaft bestribt, mit unerbittlicher Wahrheitsliebe nur das Wirkliche zu schildern und darin seine höchste Aufgabe zu erfüllen, dabei ein Meister fesselnder, formvollendeter Darstellung, vereinigt der ausgezeichneten Forscher alle Eigenschaften, die ihn befähigen, den Werth des klassischen Werkes noch unendlich zu erhöhen. Was die Illustrationen anbelangt, so haben die bekannten Künstler und Spezialisten Friedrich Specht, Wilhelm Kubert, Gustav Mügel u. a. m. auch diese neue Auflage mit einer Reihe trefflicher Originalzeichnungen bereichert. Man kann nach alledem nur wünschen, daß auch die dritte Auflage dieses gleich lehrreichen wie interessanten Buches ebenso viele neue Freunde finden möge, wie es bei den früheren Ausgaben der Fall war.

* Von der neuen Lieferungs-Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas (95 Karten in Kupferdruck und Handcolorit, herausgegeben von Prof. Dr. Herm. Berghaus, Carl Wiegand und Herm. Habenicht), welche 32 Lieferungen à 1 M. 60 Pf. umfaßt, sind wiederum 12 weitere Blätter ausgegeben worden, und damit ist dieses einzig dastehende Kartenwerk bis zur 29. Lieferung gediehen; sein vollständiges Erscheinen steht bis Mitte des Jahres bestimmt zu erwarten. Je mehr sich der Atlas seiner Vollendung nähert, je mehr drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß der „Große Stieler“ nach wie vor die Führerschaft auf dem Gebiet der ähnlichen Unternehmungen des In- und Auslandes inne hat und thatsächlich unübertroffen dasteht. Stieler's Hand-Atlas ist die Quelle, deren keiner entzraten kann, aus der ein Feder mit mehr oder weniger Unbefangenheit schöpft. Dieser Siebzehnjährige altert eben nicht, im Gegentheil: mit jeder neuen Auflage tritt er verjüngt, aber auch gereinigt vor uns hin. Wir müssen es uns verlagern, auf Einzelheiten dieses maßgebenden Werkes einzugehen, und können nur im allgemeinen hervorheben, daß es den ungeheueren Wandlungen, die Fortschritts-, Handel-, Verkehr- und vor allem der fieberhafte Wettkampf sämtlicher Kulturstaaten während der letzten Jahre hervorgebracht, in ausgiebigster Weise gerecht wird. Dafür bürgen schon die reichen Hilfsquellen der Geographischen Anstalt von Julius Berthes, wie nicht minder der ansehnliche Stamm hervorragender Kartographen, welchen die mehr als hundertjährige Firma durch „Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein“, wie kürzlich eine Kritik treffend bemerkte, hervor gebracht hat.

* Grundzüge der Münzkunde. Von Hermann Dammberg. Mit 11 Tafeln Abbildungen. XVI und 261 Seiten. Preis in Original-Weinband 4 M. Verlag von F. V. Weber in Leipzig. Wir haben es hier mit einem Leitfaden zu thun, der dem empfänglichen Laien voll zur Anschauung bringt, wie ungefähr zu einer gegebenen Zeit und an einem bestimmten Orte das Aeußere und das Gepräge des Geldes beschaffen gewesen und in wie weit die Münzen unsere Erkenntniß der Vergangenheit zu ergänzen vermögen. Bei der Auswahl der Abbildungen ist das Augenmerk darauf gerichtet, die wesentlichsten Formen dem Leser vor Augen zu führen, aber nicht in den gewöhnlichen, oftmals schon abgebildeten und für wenig Geld zu beschaffenden, sondern in selteneren Exemplaren. Den Abbildungen liegen fast durchweg Exemplare der königl. Münzsammlung zu Berlin zu Grunde.